

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 18 (1924)
Heft: 8

Artikel: Zur Weltlage : 1914-1924 : eine grundsätzliche Betrachtung
Autor: Ewald, O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135175>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer. Die Verflachung, Vergröberung, Versklavung des Lebens wächst mit der Eile einer Ueberschwemmung. Zu nichts Neuem und Gutem (man nehme beides zusammen!) reicht mehr die geistige Spannkraft. Selbstisch kluges Wesen hat wie ein tötliches Gewebe die Seele unseres Volkes überzogen. Moralischer Mut ist zum Märchen geworden. Eine geistige Knochenerweichung lähmt alle sittliche Energie, und allerlei Sophismen lassen uns unsere Feigheit und selbstische Klugheit wohl gar als besondere Tiefe und Güte erscheinen. Aber über alle diese und andere tötliche Verderbnis breitet sich der blaue Lügennebel, der aus dem Sumpfe unseres Festtreibens aufsteigt. Da pflegt der Schweizer seinen „Idealismus“. Wenn er mit seinem Schiessprügel auszieht, oder die Pauke schlägt, die Trommel rührt, sein Trompetenblech schmettern, oder ein Lied von „Mannesbrust und Heldentod“ in die Nacht hinaus schallen lässt, dann ist ja alles herrlich im Schweizerland bestellt. Falls eine wirkliche Erneuerung noch möglich ist — und wir wollen daran glauben — dann nur durch eine ganz radikale Absage an dieses ganze Wesen, durch ein herbes und ehrliches Selbstgericht, nur dadurch, dass, was unter uns noch an ernsthaften Menschen übrig ist, dieses ganze Treiben radikal nicht mitmacht, darüber radikal seine Meinung sagt und mit äusserster Entschlossenheit in der umgekehrten Richtung geht. Dass uns dies klar wird in seiner ganzen Tiefe und all seinen Konsequenzen, das ist die Rettung der Schweiz.

20. Juli 1924.

L. R a g a z.



Zur Weltlage

1914—1924.

Eine grundsätzliche Betrachtung.

Was wir erwartet haben.

Wir haben erwartet, der Krieg werde eine tiefe Umwandlung und Läuterung der Menschheit zur Folge haben. Freilich in einem ganz anderen, ja geradezu entgegengesetzten Sinne als diejenigen meinten, die ihn guthiessen und verherrlichten. Wir waren weit davon entfernt, seine Furchtbarkeit, seine Unmenschlichkeit dämpfen, rechtfertigen oder gar verklären zu wollen. Wir nahmen ihn von Anbeginn als das, was er ist: als das ungeheuerste Unheil, das jemals über unser Geschlecht hereingebrochen war und zugleich als den ungeheuersten Frevel, der jemals an ihm ausgeübt wurde. Aber

eben darum war die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in uns aufgekeimt. Denn schon ein grosses Leiden pflegt den Menschen zur Umkehr zu bestimmen; noch mehr das Bewusstsein einer begangenen Schuld; und am meisten der Umstand, dass die Schuld jenes Leiden verursacht hat.

Alle Bedingungen waren also gegeben und schon während des Krieges schienen sie in bestimmter Weise erfüllt zu werden. Hatten wir doch eine Beglaubigung, die stärkste, die sich denken lässt; die des Kriegserlebnisses selber. Ich meine das Erlebnis des wirklichen Krieges, wie es sich in den Seelen der Kämpfenden vollzog, nicht des eingebildeten, das in den Köpfen mancher Zuschauer spukte. Es bedarf wohl keines Wortes darüber, dass wir bloss jene zu Zeugen nahmen. Ihr Zeugnis war ein im Grunde einheitliches, obschon wortloses Zeugnis; ein solches, das zum Kriege zunächst weder Ja noch Nein sagte, weil es hinter ihn zurückging, ihn durchdrang, durch ihn auf die Urtiefe des Menschlichen hindurchblickte. Den geschwätzigen Leuten vom Hinterlande fiel das Schweigen der vom Felde kommenden auf. Was sie dort draussen erlebt und erlitten hatten? Man konnte es so schwer aus ihnen herausbringen. „Wann werden die Kämpfenden sprechen? — Was werden sie sprechen?“ Uns war nicht bange darum. Wir sehnten bloss die Stunde herbei, die ihr Herz und ihre Zunge lösen sollte.

Wir waren so voll Glaubens an den neuen Geist, dass wir ihm noch kein bestimmtes Wort, geschweige denn ein bestimmtes Programm abverlangten. Wir glaubten an seinen sieghaften Hervorgang aus der Not der Zeit, an seinen Durchbruch in einer Welt des Todes. Den Bejahern des Krieges mochte es als notwendig erscheinen, noch ehe er entschieden war, seine Ziele zu bestimmen; uns, die wir das Kriegsziel in nichts anderem erblickten, als in einem wirklichen, wahrhaften Frieden, durfte, wenn er einmal kam, um seine Ziele nicht mehr bange sein. Nicht, als hätten wir es unbedingt abgelehnt, über sie nachzudenken und zu sprechen; aber wir sahen darin nicht das Wichtigste; wir waren so voll Glaubens an den neuen Geist, dass wir seinen Kundgebungen nicht zu sehr vorgreifen mochten. Denn wir wussten, es werde ein Geist des Friedens, der Gemeinschaft, des Lebens und der Liebe sein.

Ich habe schon betont, dass dieser Geist viel mehr die Menschen im Felde als die im Hinterlande beherrschte. Das war vielleicht das erstaunliche Paradoxon des Krieges, das uns indessen nicht geringe Aussichten für die Zukunft zu bieten schien. Denn gerade von dem Menschen, der, in den blutigen Kampf gestellt, das Schwerste durchlitt, erwarteten wir das Meiste, erwarteten wir die Botschaft des Friedens. Der Mensch des Hinterlandes war, von wenig Ausnahmen

abgesehen, zu selbstisch, zu träge, zu sehr in der Gewohnheit, im ewig Gestrigen befangen, um nicht der Versuchung des Hasses nachzugeben, die ihm der äussere Anblick des Krieges einflösste, um nicht dem Schein der „grossen Zeit“ zu erliegen, deren wahre Grösse nicht in dem bestand, was sie kundgab, sondern in dem, was sie verschwieg. Aus dem Schweigen aber musste das Wort des Lebens kommen.

Eine wunderbare Möglichkeit tat sich vor uns auf, ja, sie schien manchmal nahe der Verwirklichung: nämlich, dass die Fronten, dem ungeheuren Druck, der auf sie von rückwärts ausgeübt wurde, widerstehend, sich der Waffen entledigen und miteinander gemeinsame Sache machen würden gegen den allen gemeinsamen Feind: gegen den Krieg selber. Eine wunderbare Möglichkeit, wie sie auf Erden noch nicht erlebt worden ist; umso wunderbarer, als sie dem grössten und furchtbarsten aller Kriege ein Ende bereitet hätte, ihn in sich selbst hätte zusammensinken lassen. Wir waren aber klug genug, uns nicht an diese Möglichkeit zu klammern. Wir waren bescheidener; wir waren überzeugt, wie immer die Entscheidung ausfallen möge, das unerhörte Opfer könne nicht vergebens gebracht, das Blut der Völker nicht umsonst vergossen worden sein. Wir glaubten an den Anbruch einer neuen Zeit, an die Offenbarung und den Sieg der Menschheit im Menschen, an das Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Liebe.¹⁾

Wie es gekommen ist.

Es ist anders gekommen. Das Gegenteil dessen, was wir erwartet haben, ist eingetroffen. Ja, täuschen wir uns nicht, das schnurgerade absolute Gegenteil.

Der Weltkrieg konnte bloss durch den Weltfrieden beendet werden. Statt dessen ist ein Scheinfrieden gemacht worden, der noch gründlicher vom Geist des Krieges erfüllt ist als der Krieg selber; der die Züge des Hasses trägt, welche letzterem bloss angedichtet worden sind. Im übrigen hat es wenig Zweck für diesen Frieden ebenso wie schon für den Krieg nach Schuldigen zu fahnden; schuld sind wohl alle an allem; und was das Schrecklichste, der Sinn der Meisten ist unverwandelt, geblieben. Ja, er ist noch tiefer ins Böse hineingerückt. Der Krampf, von dem Europa seit 1914 geschüttelt wird, hat sich keineswegs gelöst; er ist heftiger denn je geworden. Damals wurde die Menschheit vom Kriege überfallen; es hat, bei aller Geringwertigkeit der Gesinnung, doch kaum eine Handvoll Leute gegeben, die ihn ernstlich gewollt und planmässig vorbereitet

¹⁾ Dass dies trotz allem nicht ganz die Ansicht der Redaktion ist, wissen unsere Leser. Das gilt auch von Einigem in den folgenden Ausführungen. R.

haben. Auch seine Anwälte und Lobredner hatten doch — was die Ruchlosigkeit ihres Verhaltens freilich eher steigert als herabmindert — mehr mit ihm gespielt. Heute ist er den Menschen zur Selbstverständlichkeit geworden; sie sagen ja zu ihm, sie wollen ihn, sie stellen sich in seinen Dienst. Ein eigentlicher Völkerhass hat anno 1914 und vordem nicht bestanden; es gab bloss einige Reibungsflächen und bedrohliche Herde der Unruhe (Elsass, Südslavien, Balkan). Heute ist der Nationalismus jäh emporgepeitscht; ein Volk steht wider das andere auf; Europa, die Kulturwelt ist qualvoll zerrissen und verblutet an den Wunden, die ihm täglich von neuem geschlagen werden.

Ist es wahr, dass die Völker, die Menschen nichts gelernt haben, nichts lernen wollen? Jedenfalls scheint es so. Vor zehn Jahren jubelte man — nachdem das erste wortlose Entsetzen vorüber war — dem Kriege zu; aber wie ich glaube, gerade deswegen, weil man seinen furchtbaren Ernst noch nicht sehen mochte; man rechnete mit einer kurzen Dauer der Feindseligkeiten; nicht bloss wegen des verheerenden Effektes der modernen Kampfmittel, sondern auch, weil man die grauenhafte Barbarei nicht für vereinbar mit den Nerven, mit dem Gehirn, dem Herzen der modernen Menschheit hielt; man hielt es für ausgemacht, dass binnem kurzem die Vernunft siegen, die Besinnung unter den Kämpfenden wiederkehren würde.

Eine dieser Erwartungen nach der andern ist schmachlich zuschanden geworden. Einmal entfacht, war der Krieg nicht mehr zu dämpfen, nicht mehr räumlich und zeitlich zu umgrenzen. Kein Akt der Besinnung ist bei den Nationen, Staaten, Regierungen zutage getreten. Im Gegenteil: da die ersten Waffengänge erfolgten, verflüchtigte sich jeder Rest von Besonnenheit, der noch bei den Menschen vorhanden war. Mit dem allgemeinen Ausbruch der Feindseligkeiten brach erst die allgemeine Feindseligkeit aus und überwuchs alle Kundgebungen der Vernunft und der Gesittung. Die Mächte der Zivilisation, nicht allein Technik und Wirtschaft, nein, auch Wissenschaft, Bildung, Intellektualität stellten sich in den Dienst des Krieges und gaben die Sache des Friedens, der Versöhnung, der Humanität preis. Dabei hatte der Krieg die schlimmsten Befürchtungen noch übertroffen; so blutig und grausam war er in seinen Wirkungen. Man war bloss darin im Irrtum gewesen, dass man hieraus eine kurze Dauer folgerte; denn die Menschen, die ihn führten, waren noch blutiger und grausamer. Sie kannten keinen Zweck mehr als den der Vernichtung; und dieser Zweck heiligte ihnen die schrecklichen Mittel des Mordes, der Zerstörung, des Raubes und der Lüge, deren sie sich zur gegenseitigen Vertilgung bedienten.

Aber wir wollen hier nicht mehr vom Kriege sprechen, sondern von dem, was nach ihm kam und noch schlimmer war als er. Der Krieg, der Jahrhunderte alte Werte zerstörte und namenloses Elend über Europa brachte, wurde gesegnet; der Friede, der wie eine überirdische Verheissung durch die Nacht des Grauens leuchtete, wird verflucht und geächtet, nun da er da ist. Sieger und Besiegte sind einig in diesem Geiste, der das einzige ist, das sie eint. Die letzte Hoffnung, die wir auf den Krieg gesetzt hatten, er werde sich selbst aufheben, war zuschanden geworden. Er scheint im Gegenteil seinen eigenen Stoff unaufhaltsam zu vermehren. Ja, sprechen wir es in wenig Worten aus: Die Menschen haben vom Kriege nicht den Frieden, sondern wiederum nichts gelernt als den Krieg.

Erklärung und Ausblick.

Wie sollen wir das verstehen? Wie uns dazu stellen? Sollen wir verzweifeln, die Hände in den Schoss legen, die Dinge ihren Lauf nehmen lassen? Sollen wir trotz allem und allem stark und zuversichtlich bleiben, an den Sieg des Guten glauben, für ihn arbeiten? Oder sollen wir, ganz unbekümmert um den Erfolg, auch auf die Möglichkeit hin, dass es gar kein äusseres Resultat zeitigt, dass der Welt nicht zu helfen ist, dass sie rettungslos verloren ist, für das Gute kämpfen, einfach weil wir so müssen, einfach weil wir nicht anders können?

Ich gestehe, dass mich diese Fragen aufs tiefste aufgewühlt haben und noch immer aufs tiefste aufwühlen. Mein Verhältnis zu ihnen ist beileibe nicht das kühle, objektive, ruhig zuwartende, das wir Problemen gegenüber haben, sondern das durch und durch persönliche, das wir zu einer Sache gewinnen, an der unser Schicksal hängt. Hier gilt es, das weiss ich genau, für alle, die gleichen Sinnes sind, um eine Lebensnotwendigkeit. Die Entscheidung darüber geht bis an die Wurzeln unserer Existenz.

Es hat auch geraume Zeit gebraucht, bis mir hierüber eine Klarheit wurde. Lange irrte ich wie in einem dunklen Labyrinth herum, an dessen Wände ich mich stiess, ohne einen Ausweg finden zu können. Schliesslich fand ich ihn und gelangte geradeaus ins Freie.

Wir müssen uns fragen, was wir denn eigentlich gehofft hatten? Offenbar dies: der Krieg werde eben durch seine Furchtbarkeit sich aufheben und zu einem wahren Frieden der Menschheit führen. Wir hatten uns vom Kriege also doch etwas Gutes versprochen, ja, das Allerbeste, nämlich den Frieden. Und damit waren wir in eine bedenkliche Nähe zu den Kriegsfreunden gerückt, die ja auch bloss zum geringeren Teile den Krieg um des Krieges — oder des Sieges

willen priesen; auch ihnen galt er zumeist als eine Feuerprobe, durch welche die Völker hindurch gehen müssten, um sich eines besseren Friedens als würdig zu erweisen. Auch so war es freilich noch ein hinlänglich weiter Abstand, der uns von jenen trennte; wir sind uns dessen stets bewusst gewesen und können nicht zulassen, dass man ihn zu verringern trachte. Wir haben auch in dem Höchstmass des Positiven, das wir dem Krieg als *m ö g l i c h e F o l g e* zubilligten, niemals aufgehört, ihn als Unheil und Frevel zu brandmarken. Nie und nimmer haben wir gemeinsame Sache mit jenen gemacht, die ihn segneten, noch auch mit jenen, die ihn zwar bejammerten, zugleich aber als gottgewollte Fügung hinnahmen, ihn gar als ein „Ereignis voll Heil und Herrlichkeit“ priesen.¹⁾ Das war es ja, was uns am meisten von den Kirchen und auch manchen ausserhalb ihrer stehenden Religiösen trennte: sie suchten einen Vorwand, den Krieg doch zu rechtfertigen. Und also geriet es keinen Augenblick lang in Vergessenheit, dass eine Sache durch und durch schlecht sein und doch Anlass für etwas Gutes, Heilsames werden kann; ja, dass dieser Anlass eben mit dem durch und durch Schlechten in ihr zusammenhängt. So sagte Mephisto von sich:

Ich bin ein Teil von jener Kraft,

Die stets das Böse will, und nur das Gute schafft.

Vor allem werden wir hier auf das Judasproblem gestossen. „Es muss ja Aergernis kommen“, spricht Jesus. „Aber wehe dem Menschen, durch den Aergernis kommt!“ Der Verrat des Judas war notwendig für das Werk der Erlösung. Allein Judas hört darum nicht auf Verräter zu sein; es ist das grösste Schwergewicht seiner Schuld, s o am Erlösungswerk beteiligt zu sein. Desgleichen könnte durch den Krieg dem Menschen der Sinn und die Notwendigkeit des Friedens näher gerückt werden, ohne dass er deswegen aufhörte, Krieg zu sein; im Gegenteil, eben *w e i l* er Krieg, organisierter Massenmord, Verkörperung des Urbösen ist.

Dieser Sachverhalt ist ein so klarer, dass es kaum verständlich ist, wie man ihn nicht sofort einsehen kann. Es rührt einzig daher, dass man ihn nicht einsehen *w i l l*, weil man ein Interesse am Kriege hat, weil man ihn unter irgend einem erkünstelten Vorwande dem Menschengeschlecht erhalten möchte. Dazu muss jeder Schein — er sei auch noch so trügerisch und durchsichtig — erhalten.

Wir, die wir uns keinen Moment von einem solchen hatten blenden und beirren lassen, die mit dem Krieg unter keinen Umständen paktieren mochten, worin haben wir also gefehlt? Offenbar darin,

¹⁾ Zitiert aus Joh. Müllers Kriegsmanifest in den „Grünen Blättern“ vom August 1914.

dass wir doch nicht zur vollen Klarheit vorgedrungen waren. Freilich, wenn wir uns über unser wahres Meinen Rechenschaft gaben, so konnten und mussten wir sagen, dass wir den Frieden zwar nicht vom Krieg selbst erwartet hatten; wir hatten ihn aber auch nicht genug entschieden und unbedingt vom Menschen erwartet. Ein Rest jener bequemen, verantwortungslosen Auffassungsart war uns geblieben, die den Dingen und Verhältnissen zuschieben möchte, was allein die freie Entscheidung des Willens sein kann. Es war noch etwas in uns, das insgeheim und unbewusst zu den Greueln der Welt Ja sagte: weil wir wähten, gerade durch das Uebermass dieser Greuel ihrer am ehesten ledig zu werden. Der Krieg selbst sollte an unserer Statt das Aufräumen mit dem Kriege besorgen; er schien, wie wir es vielleicht am besten ausdrücken, seinen eigenen Stoff schliesslich verbrauchen zu müssen. Dieser letzte Trug und Wahn musste sich in Nichts auflösen. Wir mussten durch den Ablauf der Tatsachen selbst von ihrer unerbittlichen Logik überzeugt werden. In Sonderheit dessen, dass Ursache und Wirkung in einer inneren Entsprechung stehn müssen, dass in der Ursache die Wirkung schon angelegt ist und dass dementsprechend nichts in die Wirkung kommen kann, was nicht irgendwo schon in der Ursache enthalten ist. Es wäre ja die reinste Zauberei, wenn aus dem Kriege etwas anderes hervorgehen könnte als wiederum der Krieg, wenn er der Vater des Friedens wäre. Es hat nicht wenig superkluge Leute gegeben, die den Krieg anno 1914 und später guthiessen, weil er einen Scheinfriedenzustand als das demaskiert hat, was er war, nämlich als einen Zustand latenter Feindseligkeiten, für die es besser war, dass sie sich nun wenigstens ungehemmt ausleben konnten. Aber diese superklugen Leute vergassen, dass gerade daran die Formel zuschanden wurde, auf die sie sich anderseits so viel zugute taten: Si vis pacem, para bellum! (Wenn du den Frieden willst, so bereite den Krieg.)

Denn wenn der Krieg nicht aus dem Frieden, sondern bloss aus dem — wenngleich verhüllten — Krieg entspringen kann, so kann aus dem Krieg ebenfalls nichts anderes entspringen als der Krieg, ob er sich auch wiederum in die Form des Friedens kleide.

Also — scheint es — muss es ewig Krieg geben und das Ideal des ewigen Friedens ist wirklich nichts mehr als eine Schwärmerei und Phantom. Keineswegs! Bloss müssen wir diesem Ideal den richtigen Ort anweisen, müssen wir die richtige Stellung zu ihm einnehmen. Und das heisst, wir müssen unnachsichtlich und unwideruflich zwischen Krieg und Frieden scheiden, wir dürfen die Grenzen in keiner Weise verwischen. Wir müssen den Frieden reinhalten; zwischen ihm und dem Krieg darf es keinen Kompromiss,

kein Bündnis, keinen Ausgleich, keine Annäherung geben. Am wenigsten darf sich der Krieg, der doch der Mörder des Friedens ist, sich in irgend einer Weise, unter irgend einem Vorwande ein Protektorat über ihn anmassen.

Das ist die Grundbedingung, der erste Schritt, dem, wenn er getan ist, bald weitere nachfolgen werden. Dann sehen wir nämlich, dass der Friede ganz allein von uns selber kommen kann, dass wir ihn ganz allein von uns selber zu erwarten haben. In der Welt ist alles Krieg und wiederum Krieg; ihr Frieden ist bloss ein längerer oder kürzerer Waffenstillstand. Und dieser Krieg zehrt seinen Stoff niemals auf, er erneuert ihn immer wieder. Haben doch die vergangenen Jahre es uns so schmerzlich klar gemacht! Alle Schrecknisse und Greuel, die er entfaltet, fachen, weit entfernt, ihn unmöglich zu machen, seine Wut bloss stärker und wilder an. Es ist auch nicht einzusehen, dass dies in Zukunft anders werden soll. Wer 1914 prophezeit hätte, der Krieg werde eine Million Opfer fordern, den würde man als einen Narren verlacht haben. Wie kann die Menschheit solche Verluste aushalten? Der Krieg hat das Zehn-, das Zwanzigfache an Opfern gefordert und mit der Zahl der Geschlachteten wuchsen Hass und Rachgier. Die Ausrottung unseres Geschlechtes ist für den, der einen Krieg führt, kein Argument gegen den Krieg. Denn in Wahrheit führt nicht er den Krieg, sondern der Krieg führt ihn. Und der Krieg bedeutet Vernichtung, Untergang des Menschen. Es ist darum auch illusorisch, sich einzubilden, der Krieg der Zukunft werde sich durch die unerhörte Technik des Mordes selbst ad absurdum führen; mit dem Raffinement des Angriffs wächst proportional das Raffinement der Verteidigung; gegen Giftgase werden Masken oder neutralisierende Stoffe erfunden; und auch wenn es gelänge, ganze Städte in wenigen Augenblicken zu vertilgen und vom Erdboden verschwinden zu lassen, ohne dass eine Abwehr möglich wäre, würde das dem Kriege ein Ende machen? Ganz und gar nicht; es wäre denn, dass der Widerstand dagegen aus einer Gesinnung des Friedens käme, die im Innersten der Seele kristallisiert ist. Die Mordmaschine, einmal in Bewegung gesetzt, kommt nicht von selbst zur Ruhe, sie arbeitet mechanisch weiter und zwingt den Menschen sie zu bedienen, wenn er nicht stärker und — menschlicher ist als sie.

Fassen wir das Ergebnis, das uns zugleich Klärung über Vergangenheit und Gegenwart bedeutet, in ein paar Sätzen zusammen. Wir hatten darin geirrt, dass wir uns den Frieden sozusagen in der Fortsetzung der Linie vorgestellt hatten, durch die der Krieg bezeichnet ist, ja sogar in einer gewissen ursächlichen Bedingtheit durch ihn. Dagegen sehen wir, dass der Krieg immer wieder zum

Krieg, doch niemals zum Frieden führt, ob derselbe auch am grünen Tisch beraten und pro forma abgeschlossen werde. Wir können den Krieg nicht etwa dem Speer des Achilles vergleichen, der die Wunden, die er schlug, auch heilte. Heilung und Heil müssen hier ganz von innen kommen, aus Kräften, an denen der todbringende Speer selber in Splitter bricht. Der Mensch muss aus der Linearität des Zeitgeschehens, aus der Flächenhaftigkeit äusserer Wirkungen ganz in die T i e f e n d i m e n s i o n seiner Seele eindringen, er muss einen tiefen, sehr tiefen Atemzug der Selbstbesinnung tun, dann wird er, wie der kühne Taucher einen Schatz auf dem Boden des Meeres, so den Schatz des wahren Friedens in den Gründen seines Ichs heben.

So sehr dies ein spontaner Akt. der Akt eines unteilbaren Augenblickes ist, in seiner Auswirkung ist er an eine bestimmte Zeit gebunden. Denn obgleich in jedem Menschen der Antrieb wirkte, er konnte doch bloss in Einzelnen zur Klarheit des Bewusstseins und zur Wirklichkeit des tätigen Willens erwachen. Diese Einzelnen, verhältnismässig wenigen ragten gleichsam inselhaft über das Niveau der allgemeinen Versunkenheit und Verlorenheit im unteren Geschehen empor. Ihr Schicksal, das ihnen aber auch als sittliche Notwendigkeit auferlegt war, ist zunächst das einer strengen Absonderung und Isolierung gewesen: sie mussten vorerst den Weg zu sich selber, zu ihrem wahren Ich, ihrem Gottselbst suchen und finden, sie mussten ganz z u s i c h kommen, bevor sie sich mit ihren neu errungenen Erkenntnissen und Energien der Welt zuwenden konnten. Es gibt sich hier wie überall, aber viel deutlicher als sonst kund, dass das Grosse, gerade damit es allen zugute komme und in den weitesten Raum ausstrahle, sich in der Einsamkeit der schaffenden Innerlichkeit offenbare. Aus dem Schweigen, nicht aus den verworrenen Geräuschen des Alltags gebiert sich das W o r t, in die tiefste Dunkelheit hinein erstrahlt das göttliche Licht. Wir verachten die Masse — unter der wir übrigens weniger den unverdorbenen keimkräftigen Stoff des Volkes als den grossen Haufen der sogenannten Gebildeten verstehen — nicht, wenn wir feststellen, dass der Auftrieb nicht aus ihr kommt, sondern erst in sie hineingebracht werden muss. Und zwar denken wir auch hier nicht so sehr an eine kompakte Stosswirkung, die sich des undifferenzierten Ganzen bemächtigt, als an ein Wirken von Mensch zu Mensch, von Seele zu Seele. Die Masse muss sich uns mehr und mehr in I n d i v i d u e n zerlegen, damit sie der Friedensbotschaft teilhaft werde. Denn das ist ja der gewaltige, der schlechthin unendliche, absolute Unterschied, der es nicht duldet, dass man ihn abplatte oder relativiere: d e r K r i e g i s t e i n e M a s s e n e r s c h e i n u n g, e i n e S a c h e

der Masse als Masse. Der Friede ist es niemals. Wo man ihn als solche nimmt, verfälscht man ihn; ebenso wie man den Krieg verfälscht hat, indem man ihn zu vermenschlichen, zu durchseelen, zu vergeistigen trachtete. Wenn also dem Frieden auch äussere Veranstaltung, Propaganda, Organisation nottut, wir dürfen niemals vergessen, dass sein Schwerpunkt ganz im Innern liegt, dass er eine sittliche und religiöse Angelegenheit ist. Krieg und Frieden liegen eben ganz und gar nicht auf einer Ebene, sie gehören grundverschiedenen Reichen an. Der Krieg ist Ausdruck der Not, der Gebundenheit, der äussersten Knechtung durch die Materie, der Frieden ist eine freie Entscheidung der Menschenseele, der Durchbruch des Göttlichen in ihr.

Und so, glaube ich, werden wir jetzt auch die Vorgänge in der äusseren Welt, den Anblick, den sie uns bietet, verstehen. Wir werden verstehen, warum sie so im Argen liegt, warum es mit ihr nach dem Kriege noch reissender abwärts gegangen ist als während desselben. Was da an die Oberfläche getrieben wurde, war eben der Hass, der unversöhnliche, unmenschliche Hass; er war es, der nicht bloss die Führung des Krieges, sondern, was noch viel verhängnisvoller, die Einleitung des Friedens beherrschte; nachdem er sich zu Wasser, zu Lande, in den Lüften ausgetobt hatte, setzte er sich zu Brest-Litowsk und Versailles breit zu Tische, zeichnete er sich noch auf der Staaten- und Völkerkarte des neuen Europa ein, um hier seine Spuren zu verewigen. Ja, um seine Substanz desto sicherer zu bewahren und zu verstärken, änderte er sogar vielfach seine Erscheinungsform, indem er nicht bloss die Rassen und Nationen voneinander trennte, sondern sich auch zwischen die kleineren Gruppen, die Klassen, die Berufsschichten, die Individuen drängte. Ueberall Feindschaft und Entfremdung! Imperialismus, Nationalismus, Militarismus, Faschismus, Bolschewismus sind, am einzig Guten und Wahren gemessen, doch bloss Abwandlungen eines und desselben Grundmotivs, Kundgebungen der triumphierenden Bestie des Krieges.

Sie zu überwinden und auszutreiben, kann aber nicht Sache der Massen sein, die zeitbedingt von Augenblick zu Augenblick lebt, sondern allein der von Gott erweckten und erleuchteten Einzelmenschen, die vom Ewigen ins Zeitliche wirken. Solche Menschen sind aber da; ihre Gegenwart auf Erden ist kein Geheimnis mehr; immer deutlicher wird ihr Wirken auch in der Erscheinung verspürbar. Doch bedarf es einer gewissen Zeitspanne, ehe es sich dem tragen, ihm widerstrebenden Stoff der Welt mitteilt, ihn nach allen Richtungen durchdringt. Und darüber geraten wir leicht in Unruhe und Ungeduld; wir haben dann harte Anfechtungen des Zweifels und

Unglaubens zu bestehen, anstatt in uns selber zu gehen und aus uns das Höchstmögliche an sittlicher Kraft herauszuholen. Denn dies Urprinzip alles Fortschreitens und Vordringens müssen wir einmal erfassen: dass, was sich in der zeitlichen Dimension des historischen Geschehens realisieren soll, sich zunächst im Ewig-Menschlichen erfüllen muss. Soll das Menschengeschlecht einen Schritt nach vorwärts tun, dann muss sich irgendwo ein das Bisherige gipfelhaft überragender Typus Mensch erzeugen; ihm werden dann die andern — willig oder unwillig — nachfolgen; denn die Wirkung geschieht vom Individuum in die Gattung, nicht von der Gattung ins Individuum. So bedeutet, um von Konkret-Gegenwärtigem zu sprechen, nach meiner festen Ueberzeugung das Auftreten des Inders Gandhi einen Wendepunkt der Geschichte — wie nun immer sein unmittelbarer, sichtbarer Erfolg beschaffen sei.¹⁾ Von dem Hauch seines Geistes müssen die Götzen Europas der Reihe nach in den Staub sinken, die personifizierten Idole eines ruchlosen Machtglaubens, die ich hier gar nicht alle nennen mag, die Verkörperungen eines unersättlichen Kriegswillens — welchem Lande, welcher Nation sie auch immer angehören. Sie schwinden hin wie Nebel vor der aufgehenden Sonne und ein neuer Tag der Menschheit bricht an. Es ist wieder eine Freude zu leben. Denn die grösste Verheissung, die jemals ausgesprochen wurde, will zur Erfüllung reifen: Friede auf Erden und ein Wohlgefallen den Menschen!

O. E w a l d.

○

Rundschau

○

Die Londoner Konferenz — und nachher! Während ich dies schreibe, steckt die Londoner Konferenz — beinahe hätte ich gesagt: Friedenskonferenz! — mitten in ihren harzigsten — beinahe hätte ich gesagt, schmutzigsten! — Schwierigkeiten. Es ist ein betrübendes Schauspiel. Wer erwartet hatte, dass mit dem Umschwung des Régimes in Frankreich ein neuer Geist und Stil die ganze Verhandlung des Reparationsproblems beherrschen werde, sieht sich enttäuscht. Herriot hat zum mindesten zu grosse Worte gemacht. Die etwas skeptischen Bemerkungen, die Dr. Lang im „Aufbau“ zu seinem politischen Charakter gemacht, scheinen recht zu bekommen. Es gab nun bloss ein Entweder-Oder: Entweder versuchte man es endlich mit einer Politik der Grossherzigkeit und des Vertrauens; dann war ein neuer Mann am Platze, oder man fahre in der alten Bahn des Misstrauens und der Gewalt, dazu des

¹⁾ Dazu möchte ich mir, gewiss im Einverständnis mit dem Verfasser, die Bemerkung erlauben, dass das wohl vom Geist Gandhis gilt, nicht aber von dem Gandhi-Kultus, der unter uns in Blüte steht. Dieser bewegt keinen Strohalm, im Gegenteil, er ist nur ein Selbstbetrug mehr.

R.